Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 18

Artikel: Von der Plattform in Bern

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638053

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tisch auf — hernach wetzte er sennenbedächtig sein Messer, zerschnitt damit — eine alte Brotkruste, zerkaute sie zwischen den Eisenkiefern — und berührte mit seiner Spitznase den Speck, wohllüstig, doch eintönig murmelnd:

„Rieche, riech' dran, alter Wicht!
Doch, beim Donner, friß ihn nicht!
Sollst dich manchmal noch erquicken,
Wirst am Knochen nicht ersticken."

Plagte ihn aber nachher trotz Geruchfest und Brotrinde doch noch der schlappe Magen, alsdann stopfte er sich fluchend den Ranzen mit Lehm, schlau berechnend, das fülle auch und koste beim Strahl doch keinen verschliffenen Groschen.

Solch einsame Sondergenüßlein freilich sind oft vom Teufel und flüchtig wie dieser. Seine Freuden teile der Mensch, ist's nur möglich — den Gram darf er eher für sich behalten, als etwas, das weder beliebt noch selten. Eines Abends nun stach's einen Urner Jungsennen, ein mutwillig Bürschlein von der Art, die stets mit dem Näslein vor sich herwindet, wie Jagdhunde mit der Schnauzenspitze — solch einen Wunderfitz also stach's, was wohl der Tobias für sich treibe in seiner gottverlassenen Hütte, ob er wohl Gold mache, oder nur Ruß in neugebacken Mehl verzaubre? Der Kerl schlich sich lautlos im Dämmer hinzu und setzte sein rechtes Auge vorsichtig an ein Astloch in einem Balken. Das Näslein hätte zwar weiter gereicht, doch ist's bekanntlich blind geboren. Nun, das Bürschlein spähte kaum für Nichts und wieder Nichts durchs bewußte Astloch. Es gewahrte den Alten bei seinem Speckriechen und mußte die Zähne zusammenkrampfen, die Faust vor den windigen Magen pressen, um nicht wie ein Hellauf herauszuprutzen mit einem Grundlawinengelächter. Und es bezwang den Ansturm mannhaft; denn ein Gedankenblitz hatte gleichzeitig seinen Krauskopf glanzheiter erleuchtet — der Entschluß, zum Jux und eignen Wohlleben dem Tobias die Speckseite zu mausen. Da ging's doch nicht an, ihn mit Gejohl zum Voraus auf die Diebsspur zu setzen.

Die folgende Nacht war rauh und finster, so recht wie ein struppignasser Kehrbesen, der den erschreckt, dem er übers Gesicht wischt. Da huschte der Jungsenn nochmals zur Hütte, mühte sich ab mit dem Riegelsperrwerk, dem Stolz des immer mißtrauischen Alten und löste es zuletzt mit schlankflinken Fingern — er wäre sonst kein richtiger Urner gewesen. Mit den gleichen feinfühligen Tastwerkzeugen griff er sich dann weiter bis zum Rauchfang und erwischte — jupphei — die liebe Speckseite, mit der er verschwand, wie ein Hund mit der Wurst, fast lautlos, nur ohne Schwanz zum Einkneifen. So gespensterhaft sachte das aber abging — der Schlaf des Alten glich doch einem Feinsieb, wodurch selbst die Spur von Geräuschen hindurchdrang. Er schreckte empor vom Lumpenlager — nur leider zwei Sekündlein zu spät, sonst hätte er den Dieb noch ergreifen können. So juckte er in Todesangst nach dem Rauchfang, seiner einzigen offenen Schatzkammer, schlegelte dort mit beiden Händen umsonst nach dem verschwundenen Prunkstück, begriff die Schreckenstatsache des Diebstahls und rannte mit rasch ergriffener Geißel, rußschwarzen Fingern, in Hemd und Hose ins Dunkel hinaus mit dem einen Ziel, den Schelm zu fangen und abzustrafen.

O du eitler Wunsch! Jungsennenfüße schnellen ganz anders über die Blöcke, als siebzigjährige Greisensohlen, von Gicht angenagt und geschwächt von der Schmalkost. Entfernter, immer weiter weg klang das Fluchtgeräusch im sausenden Düster. Schrill, wie geriebene Pfannendeckel erscholl des Tobias Wutgebrüll:

„O Satanslist und Höllentück'
Dieb! Dieb! Bring mir den Speck zurück!"

Keine Antwort — nur ein Hohngelächter — es konnte auch ein Windjuchzer sein — ergellte von weither. Da setzte der Alte nochmals zum Lauf an, die Hölle im Herzen und den Satan selber im häßlich geifernden Munde. Blind hetzte er vorwärts. Auf einmal aber wich unter ihm die feste Grasnarbe und — platsch — lag er mitten im strudelnden Gießbach, zum Glück in einem Seitentrichter — nach Hilfe losjodelnd und endlich auch befreit von herbeigeeilten Nachbarn, welche den pflutschnassen Zitterich mit der Geißel in verkrampfter Faust wieder heimzu führten und ihm seine Fetzen mühsam vom Hagergestellt abstrupften, nachher verwundert sein Klappern und Murmeln von Speck und Dieb nach Hause berichtend.

Aber — seinen fleischernen Schatz hat der Tobias trotz allen Gelästers nicht mehr vor die Lüsternase bekommen. Eine zweite Speckseite sich anzuschaffen mit seinen harten vergrabenen Talern, das hätte ihn denn doch auf den Tod gereut und so ließ er zuletzt auch das Speckriechen bleiben.

Den Streich, dem er zum Narren geworden, konnte der Alte nie mehr verwinden. Er forschte krankhaft, jedoch vergebens dem Dieb nach und grämte sich im Gefühl ohnmächtiger Rachbegierde zu Tode.

„Hätt' ich nicht Dreck gefressen
Könnt' ich den Speck vergessen."

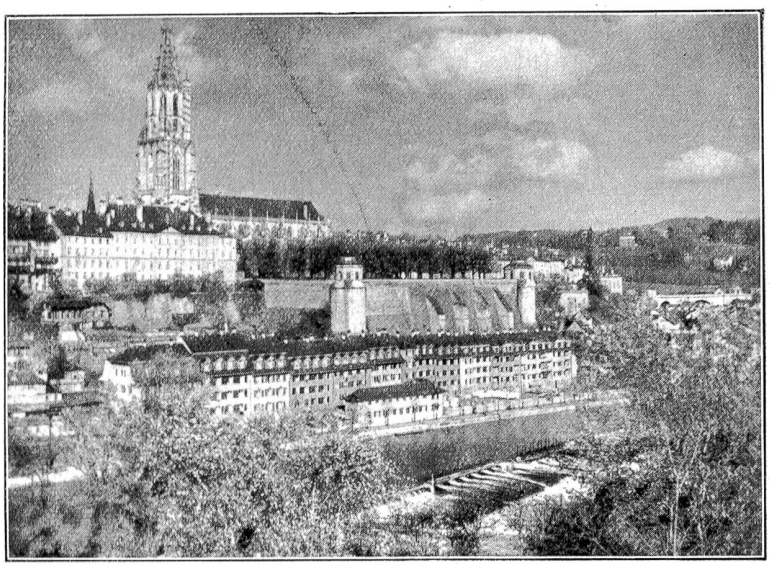
Diese Klage soll er sich stets vorgekaut haben, erkennend, wie elend es doch gewesen, mit Lehm sich den leeren Ranzen zu stopfen, während an dem gesparten Schatz dann ein anderer höhnisch sich dickgefressen. Indessen — so geschieht es ja schließlich jedem gehamsterten Reichtum auf Erden.

Nachdem der Alte schließlich doch seine Lufthütte an die sechs Bretter vertauscht, die so wetterdicht, aber nicht dauernd staubsicher sich um die sterbliche Hülle schmiegen, ließ die Sage seinen unsterblichen Geist noch weiterhin rast- und friedlos umwandern. Es heißt, in Gewitternächten fahre der Tobias von der Kinzeralp als Grauwetterwolke gräulich einher, mit der Höllenglühgeißel, dem Blitz, um sich sitzend und vergeblich dem jungen Urner nachhetzend, der ihm sein einzig Genußstück entwendet. Darum sollen die Wetter sich so gern jochhinüber gen Uri ziehn, noch lange nachgrollend, wölbt sich überm Muotatal schon wieder klar der Himmel. Droht aber von neuem ein Ungewitter im Verlauf eines schwülen Sommerabends, dann locken die Bergbauern Buben und Mädchen heimwärts, zum Abschreck den Spruch loslassend:

„Der Kinziggeist naht! Holiho, unters Dach!
Er kommt mit Gepolter und höllischem Krach.
Es leidet ihn nicht in der Kirchhofecke,
Er hungert nach seinem gestohlenen Specke.
Hussa, holiho — fahr' hin übers Joch,
Und findst du den Urner, so steck' ihn ins Loch."

Von der Plattform in Bern.

Bald werden 600 Jahre verflossen sein, seitdem die Berner angefangen haben, südlich von ihrer Leutkirche gewaltige Mauern aufzuführen, um Platz für einen Friedhof zu gewinnen. Vorher neigte sich der Abhang in gleicher Weise gegen die Matte und die Aare hinunter, wie noch heute vor den Häusern der Junkerngasse und Herrengasse. Der Leutpriester Diebold Baselwind legte den Grundstein zu der Kirchhofmauer, welche 30 Meter hoch und 80 Meter lang werden sollte. Bruder Ulrich Bröwo und die Laien Niklaus von Aeschi und Niklaus Rubel waren die ersten, die Gaben spendeten; auch 1360 und 1505 erfolgten Vergabungen. Anno 1421 wurde mit dem Bau der jetzigen Münsterkirche begonnen. Die gewaltigen Steinmassen übten einen so großen Druck gegen die Begräbnisstätte aus, daß schon im Jahre 1480 die Mauern stärker aufgeführt werden mußten. Weitere Verstärkungen sind bekannt aus den Jahren



Das Berner Münster mit der Plattform.

1502, 1537 und 1547; 1545 wurden die Pfeiler ersetzt. Die Fuhrungen der Tuff- und Füllsteine hatten die Pferdebesitzer in den Zunftgesellschaften und in den vier Kirchspielen Muri, Bolligen, Vechigen und Stettlen zu besorgen. Nach der Reformation ließen die Ratsherren den Kirchhof in eine Promenade verwandeln und das Beinhaus niederreißen. Doch dauerte es noch mehr als 100 Jahre, bis die Bezeichnung Plattform eingebürgert war. Die spitzen Erkertürmlein, die auf den alten Bildern von Schmalz (1635) und Kauw (1650) und auf dem Stadtplan von 1583 sichtbar sind, sollen im Jahre 1514 erstellt worden sein. Zu den jetzigen Steinerkern hat Architekt von Graffenried die Pläne geschaffen. Anno 1633 senkte sich der Münsterturm so arg gegen die Plattform, daß ein Weiterbauen allzu gefährlich schien. Ein Beschluß betreffs Einstellung der Bauarbeiten war schnell gefaßt, da Staat und Private wegen den Folgen des dreißigjährigen Krieges kein Geld mehr besaßen. Als Bauhütte und Werkplatz verschwunden waren, halfen Linden die Anlage verschönern. Die jetzigen Kastanienbäume sind zu Anfang des 18. Jahrhunderts gepflanzt worden. — Zu allen Zeiten blieb die Plattform eine beliebte Promenade, nicht bloß wegen ihrer Stadtnähe, sondern auch wegen der einzigartigen Aussicht auf das Hochgebirge. Schon im Jahre 1561, als der Graf von Neuenburg, der Herzog von Longueville mit seiner Gemahlin und der Mutter nach Bern kam, begleitete man ihn in festlichem Zuge bis auf den „Kilchhof". Als am 26. Mai 1883 der große Schlachtenlenker Moltke, von einer Italienreise zurückkehrend im Schweizerhof abgestiegen war, machte er abends noch einen Gang auf die Plattform. Weniger erfreulich war der Raupenbesuch von 1577. Nachdem die „Graswürm" in den nebenanliegenden Gärten alles kahl gefressen hatten, „zugend sy in großer Anzahl wie ein Heerzug die Kilchmur hinuf bis uf den Kilchhof, daß jedermann sich wunderte". Abergläubische Seelen, die nachts nicht gern auf Friedhöfe gehen und überall wiederkehrende Geister der Verstorbenen zu sehen oder zu hören glauben, behaupten, der Raum hinter der großen Mauer sei hohl und dort sei es „unghürig". Nicht geheuer war es freilich oft genug, wenn nachtschwärmende Burschen oder Studenten bis zur Morgenstunde die stille Ruhe des einstigen Gottesackers störten. Gar oft ließen die strengen Stadtväter von den Kanzeln verkündigen, das Steinewerfen an die Matten hinunter, das Kegelschieben, Kluckern, Reiten und Herumschwärmen sei unstatthaft und werde mit einem Pfund gebüßt. Besonders interessiert das fulminante Mandat aus dem Kriegsjahr 1636, wo es die studierende Jugend ganz arg getrieben haben soll, vielleicht so wie die heutige Schuljugend, die oft eine ganz eigenartige Nachkriegsmentalität zur Schau trägt. Als aber am 25. Mai 1654 der Studiosus Theobald Weinzäpfli nach durchzechter Nacht und einem forschen Ritt auf der Plattform vom Pferd über die Mauer hinausgeworfen worden war, jedoch trotz doppeltem Beinbruch und Schulterluxation am Leben blieb, ließen die gnädigen Herren Milde walten und spendeten dem Genesenden zu einer Kur in Baden sechs Kronen und 25 Maß Wein, „sin durstig Zäpflin zu salben". Weinzäpfli, der auf Kosten der Stadt studierte und später 30 Jahre lang als Pfarrer in Kerzers wirkte, machte dann die Kur im Limpachbad bei Uetendorf. In der Mitte der Brüstungsmauer erinnert eine Inschrift auf Marmorstein an Weinzäpflis Erlebnis. Glück hatte auch ein geistesgestörter Kellner und Coiffeur aus Hamburg, der am 27. Dezember 1878 in die Tiefe sprang. Tiefer Schnee bremste seinen Fall so günstig ab, daß der Körper keinen Schaden erlitt. Den Tod dagegen fand jener Selbstmörder, der 1847 hinuntersprang und durch ein Fenster einer Familie am Mittagstisch zu Füßen fiel. Im weitern sei noch erwähnt, daß die bernische Regierung mehrmals auch gegen das Feilhalten von Krämerwaren und das Spielen am Sonntag auf dem Kirchhof Warnungen erließ. Besonders geahndet wurde das Herumstehen bei den Gräbern während Messe und Predigt oder bis man „geklänkt" hatte. Zu andern Zeiten untersagte man das Trocknen der Wäsche und das Bestreichen der Tücher auf dem sonnigen Gräberfeld und bestrafte solche Jünglinge, die ein Faß über die Mauer hinausgerollt hatten.

Die zu Anfang August 1873 errichtete meteorologische Säule ist ein Geschenk der naturforschenden Gesellschaft und der städtischen und kantonalen Behörden. Das Denkmal zu Ehren des Herzogs Berchtold V von Zähringen war schon 1847 aufgerichtet worden. Der Sockel stammt von Bargezzi in Solothurn, das Standbild von Bildhauer Tscharner von Lohn.

Möge die schöne Anlage mit den ehrwürdigen Baumveteranen ein beredtes Zeichen großzügiger Gestaltung des Stadtbildes und altbernischen Opfersinns noch lange der Nachwelt erhalten bleiben. -ner.

Frühlingstag am Langensee.

Von Hans Rychener.

Zwischen Rebbergmauern hindurch zwängt sich der steinige Pfad, erhebt sich steil über die malerischen Häuser des enggässigen Dörfchens am See und hüpft unter strahlendblauem Himmel keck den Berg hinan. Wonnig und leicht läßt es sich steigen in froher Südluft bei sieghafter Sonne, die unlängst triumphierend den Frühling bergan zauberte und sein entzückendes Kleid entfaltete. — Kamelien erstrahlen wundersam in ihrem leuchtenden Rot. Bäume beginnen mit Blühen um die Wette und das Schönste wiederholt sich in den Gärten sonneumfluteter Tessinerhäuschen: Mimosen stehen mit ihrer lieblich-gelben Pracht in seltsam matter und doch leuchtender Blüte. Glyzinen locken den Blick mit ihrem herrlichen Hellblau. Hie und da streicht zarter Veilchenduft neckisch-verlockend vorbei. Muntere Vögel singen ihr Frühlingslied, Eidechschen erfreuen sich der neugestärkten Sonnenwärme und verraten sich mit raschelnder Flucht. In den Rebbergen schaffen fleißige Leute, recken rüstig ihre braunen Arme, schwitzen in der Sonne und grüßen freundlich die vorüberziehenden Ferienfrohen.